

THEOLOGISCHE REVUE

119. Jahrgang

– Juni 2023 –

Schröter, Susanne: Global gescheitert? Der Westen zwischen Anmaßung und Selbsthass. – Freiburg i. Br.: Herder 2022. S. 234, geb. € 20,00 ISBN: 978-3-451-39367-9

Susanne Schröters Buch, das zunächst eher wie eine politische Schrift wirkt, hat einen mindestens doppelten (sozial-) ethischen Hintersinn: Einen Aspekt spricht sie im Untertitel bereits an: die Anmaßung (Hybris). Das zweite moralische Thema wird dagegen weniger explizit formuliert und ist dennoch ständig präsent: die Heuchelei. Denn der „Selbsthass“ des sog. Westens ist ja nicht das letzte Wort: „Der Westen“ liebt sich ja offenkundig auch in den verschiedenen Formen von Selbstverachtung, die S. in diesem Bd. für ein breites Publikum zusammengetragenen hat.

Das im Haupttitel angesprochene *globale* Scheitern versucht S. an sechs verschiedenen Feldern ‚westlichen‘ Versagens aufzuweisen, die miteinander zusammenhängen: (a.) der Naivität, mit der man aktuell dem aggressiven Einmarsch der russischen Truppen in die Ukraine und dem dadurch entfesselten Krieg gegenübersteht, (b.) dem schnellen Abzug der westlichen Truppen aus Afghanistan nach zwanzigjähriger militärischer Präsenz dort, (c.) der – wie sie es sieht – zu laschen Einstellung gegenüber der Gefahr des Islamismus (weltweit, aber auch in den westlichen Ländern selbst), (d.) den aus ihrer Sicht dominierenden ideologischen Debatten der Vertreter des Postkolonialismus und (e.) des mittlerweile selbst rassistisch gewordenen Antirassismus sowie (f.) der Doppelmoral, die der Westen in der Nachkriegszeit gezeigt hat, als er zwar innerstaatlich auf Demokratie und Freiheitsrechten bestand, aber außenpolitisch durchaus totalitäre Regime unterstützt und gefördert hat. Daher ist sie auch im vorletzten Kap., das mit dem von Bundeskanzler Scholz in die Welt gesetzten Schlagwort „Zeitenwende“ überschrieben ist, keineswegs überzeugt davon, dass nun eine Umkehr oder ein Richtungswechsel eingesetzt habe. Vielmehr schließt sie mit einer Mahnung: Wenn es keine Rückbesinnung auf den Wert der Freiheit als Grundlage der politischen Ordnung gibt, werden sich die westlichen Gesellschaften weiter spalten. Freiheitliche Staaten müssen sich aber – gerade zum Erhalt der Freiheit – auch nach außen schützen, denn die Idee des freiheitlichen Zusammenlebens überzeugt nicht in allen Weltregionen gleichermaßen. Dieser Schutz betrifft sowohl das Feld der Zuwanderung als auch das der militärischen Wehrhaftigkeit. „Der Westen“, so bilanziert S. im Schlusskap., „tut gut daran, sich zu erinnern, was seine eigenen Wurzeln sind und worauf sein Gesellschaftssystem basiert, das den Bürgern bis zum heutigen Tag die freie Entfaltung ihrer Potenziale und Neigungen ermöglicht.“ (206).

S. fügt also verschiedene Themen aneinander, die sie offenbar durch den roten Faden des Selbsthasses und der Hybris zusammengebunden sieht. Sie klärt dabei sachkundig und ohne Scheu, ‚den Falschen in die Hände zu spielen‘, über empirische Ursachen und intellektuelle Gründe für bestimmte Fehlentwicklungen auf. Es ist nicht anstößig, darauf hinzuweisen, dass die Antwort auf die

Frage, „wie sich Einwanderungsgesellschaften entwickeln“, davon abhängt, „wer mit welcher Intention einwandert und wie die Gesellschaft die Ankömmlinge empfängt und integriert“ (138). Es ist auf eine banale Weise richtig, dass „nicht die Armen und schon gar nicht die Ärmsten der Armen“ fliehen (wobei ‚Armut‘ selbst kein eindeutiger Begriff ist), sondern solche, die „die hohen Summen für Schlepper aufbringen“ können (138f). Natürlich ist auch richtig, dass „westliche Länder [...] aufgrund ihres Wohlstands und ihrer Sozialsysteme zum ultimativen Sehnsuchtsraum für Migranten aus nichtwestlichen Ländern geworden“ sind (139). Andererseits leisten Menschen mit Migrationshintergrund in den westlichen Ländern vielfach wertvolle Arbeit. Aus all diesen Deskriptionen folgen nicht die Imperative, mit denen das Kap. zur Migration abschließt. Es ist keineswegs selbstevident, dass „die Entscheidung über Zuwanderung [...] allein den Bewohnern des Aufnahmelandes vorbehalten sein“ (147) muss, auch wenn dies einem politisch-liberalen Vorverständnis gemäß naheliegt. Warum die Bewohner und nicht die Bürger? Gibt es nicht bei Fragen des blanken Überlebens (wie das z. B. bei jüdischen Flüchtlingen, die aus dem sog. „Dritten Reich“ in die Schweiz fliehen wollten, der Fall war) eine Pflicht zur Aufnahme, die nicht von der Entscheidung der Menschen im Aufnahmeland abhängt? In der Tat fallen sozialetische Positionierungen zur Migrationsfrage häufig arg blauäugig aus, was die Realität der Zuwanderung betrifft, aber das erübrigt nicht die Debatte um die richtigen Kriterien dafür.

S. stellt auch treffend die Selbstwidersprüchlichkeit der postkolonialen Theoriebildung heraus, denn es sind auch die Folgen des Kolonialismus, die es heute Menschen in vormals kolonialisierten Ländern ermöglichen, die postkoloniale Kritik überhaupt erst zu äußern. Kolonialismus als ‚Täterschaft‘ nur mit Europäern oder der „weißen Rasse“ in Verbindung zu bringen, ist historisch hanebüchen und führt bei manchen Autor:innen zu „eine[r] neue[n] invertierte[n] Rassentheorie“ (89). Dabei will man selbst in den Ländern des Südens ja nicht auf ‚westliche‘ medizinische Errungenschaften verzichten. Letztlich schädigen solche durch Zirkularität (89) sich hermetisch abschottenden Argumentationskonstrukte das entscheidende ethische Anliegen, den „Rassismus im Alltag“ (92) – dessen Existenz die Vf.in nicht leugnet – zu mindern und letztlich ganz zu beseitigen, und sie verstellen auch den Blick auf das, was bislang auf diesem Gebiet gerade in den ‚westlichen‘ Ländern erreicht worden ist. Allerdings bleibt auch in S. Buch der Begriff des „Westens“ arg pauschal; zwischen den Diskursen in den Vereinigten Staaten, Großbritannien, Deutschland, Frankreich und osteuropäischen Ländern oder auch Spanien und Italien scheinen hier große Differenzen zu bestehen.

S. trifft, indem sie auf den instrumentalisierten Einsatz der „rhetorischen Figur der Gerechtigkeit“ (203) hinweist, durchaus einen sachlich wichtigen Punkt. Natürlich muss eine soziale Gemeinschaft nach Gerechtigkeit streben. Aber: „Gerechtigkeitsdiskurse besitzen viele Dimensionen“ (204). Gerade das – grundsätzlich natürlich bedeutsame – Denkmodell der „historischen Gerechtigkeit“ kann schnell zu fast jedem politisch beliebigen Zweck (auch für monetäre Zielen) instrumentalisiert werden. Solche rückwärtsgewandten und teilweise durchaus von Vergeltungsabsichten getragenen Konzepte bringen häufig selbst bei erfüllten Forderungen nicht die Genugtuung, die man sich davon verspricht. Auf zwischenmenschlicher Ebene kann und muss hier noch mehr geleistet werden, aber die Vorstellung, die durchaus ernsten Probleme wären alle durch staatlich-institutionelles Management zu bewältigen, übersieht den Menschen als einen Akteur, der nicht nur auf technisch-manipulatorische Funktionsweisen reduzierbar ist, sondern Haltungen einnimmt und Tugenden besitzen kann. Insofern hat S. recht, wenn sie bspw. konstatiert, dass der

Staat „nicht die Aufgabe [hat], seine Bürger vor *Kränkungen* zu schützen und vermeintliche *Mikroaggressionen* zu ahnden“ (206).

Kränkungen und Mikroaggressionen zu leugnen, wäre ein fataler Irrweg und würde bedeuten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Aber über die soziale Ebene der Bewältigung dieser moralisch bedrückenden Tatsachen muss in der Tat wieder nachgedacht werden. S.s – teilweise etwas breit gepinselt – Buch kann dabei einen Denkanstoß unter anderen bieten.

Über den Autor:

Bernhard Koch, Dr., Privatdozent und Stellvertretender Direktor des Instituts für Theologie und Frieden Hamburg (koch@ithf.de)